

Der Japanische Garten

The background of the cover is a soft, painterly illustration. It depicts a man in a brown coat standing on a stone path, looking towards a traditional Japanese torii gate. The scene is set in a garden with vibrant pink cherry blossoms in the foreground and background. In the distance, a city skyline is visible through a hazy atmosphere, with a prominent skyscraper on the left.

Eine Erzählung über Ikigai
und die Quellen des Sinns

SCORPIO

LESE
PROBE

KATJA KRUCKEBERG

SCORPIO



Der Umwelt zuliebe

- produzieren wir zu über 90 % in Deutschland
- achten wir auf kurze Transportwege
- drucken wir auf Papier aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen

1. Auflage 2026

© 2026 Scorpio Verlag,

ein Imprint der Europa Verlage GmbH, München

Umschlaggestaltung: wilhelm typo grafisch, Zollikon

nach einem Motiv von Jolanda Kruckeberg

Lektorat: Ulla Rahn-Huber

Illustrationen: Jolanda Kruckeberg

Layout und Satz: Margarita Maiseyeva

Druck und Bindung: CPI, Leck

ISBN 978-3-95803-665-9

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.



Ansprechpartner für Produktsicherheit

Europa Verlage GmbH

Monika Roleff

Johannisplatz 15, 81667 München

Tel.: +49 (0)89 18 94 733-0

E-Mail: info@europa-verlag.com

www.scorpio-verlag.de

Der Japanische Garten

Eine Erzählung über Ikigai
und die Quellen des Sinns

SCORPIO



KATJA KRUCKEBERG



Für Jolanda und Julien
Liebe ist die Antwort



Prolog Mitunter genügt ein Schritt ins Unbekannte, damit sich unser Leben neu ordnet. Wege öffnen sich. Fremde werden zu Wegweisern. Freude und Sinn kehren zurück. Und ohne dass wir es planen, stehen wir plötzlich dort, wo etwas Neues beginnt.

So erging es mir an einem Morgen in Berlin. Wobei sich diese Geschichte, die ich mit euch teilen möchte, wohl auch an jedem anderen Tag und jedem anderen Ort – ja, sogar in jedem anderen Land – so oder ähnlich hätte ereignen können.

Richtungslos lief ich durch die endlos langen Straßen der Stadt, die mir plötzlich so seelenlos erschienen – genau wie die Häuser, die Menschen, das Leben selbst. In meinem Kopf rauschte es, mein Herz war schwer. Und obwohl ich an einem anderen Ort hätte sein sollen, ging ich immer weiter, ohne zu wissen, was ich tat oder wohin ich wollte. Ein dumpfes, quälendes Gefühl in meinem Brustkorb trieb mich voran.

Mein Plan fürs Leben schien nicht aufzugehen. Oder er ging auf, und genau das war das Problem. Die Fragezeichen in meinem Kopf waren größer als die Antworten, aber sie machten keinen Platz für Nach- oder Neudenken. Sie drückten mir auf die Seele wie ein Sack voll Backsteine.

Mit Sicherheit wusste ich in diesem Augenblick nur, dass etwas Wichtiges, etwas Fundamentales in meinem Leben nicht stimmte.

Seit frühester Kindheit strebte ich danach, Leistung zu erbringen, in der Schule zu büffeln, um im Abitur schließlich Bestnoten zu erzielen. Im Studium dasselbe. Ich arbeitete und lernte, um die Erwartungen meiner Eltern zu erfüllen, um voranzukommen, um gute Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu haben und später ein gutes Leben zu führen. Bei der angesehenen Unternehmensberatung, bei der ich später anfang, setzte sich das fort.

Stunde um Stunde starrte ich auf den Bildschirm meines Laptops, grub mich durch Zahlen, Aufgaben und Projekte, arbeitete mich voran, immer höher hinaus – immer nach vorn – durch Wochenenden, Urlaube und die jungen Jahre meines Erwachsenenlebens, um irgendwann die nächste und dann wieder die nächste Stufe der Karriereleiter zu erklimmen. Und während ich immer müder und erschöpfter wurde, verschwand die Zeit für anderes – vor allem für das Jetzt. Das gute Leben – die Karotte, die dem Esel als Belohnung vor der Nase baumelt – blieb stets eine Handbreit und mehr entfernt.

Wie vielen Menschen mochte es wohl gehen wie mir? Dieser Gedanke beschäftigte mich, als ich unvermittelt vor dem roten Tor zum japanischen Garten stand – einem stillen Zufluchtsort, der mir neue, feinere Welten eröffnen sollte, fernab des Konferenzraums, dem ich soeben entflohen war.

Viele halten diese Geschichte für wundersam, manche sogar für erdacht. Auch ich zweifle manchmal, ob sie je wirklich so geschah und ob es diesen Ort tatsächlich gab. Doch jedes Mal, wenn ich die kleine Faltkarte aus weichem japanischem Papier in die Hand nehme, die ich all die Jahre aufbewahrt habe, und mein Blick über den See zu den Bergen wandert, weiß ich: Es ist alles tatsächlich passiert.

Aber so unerklärlich es erscheinen mag: Ich habe nie den Versuch unternommen, den japanischen Garten wiederzufinden. Ein paar Mal fuhr ich vor meinem Aufbruch in den Norden noch mit dem Taxi an derselben Kreuzung vorbei – doch das rote Tor blieb verborgen. Es mochte weiter zurückversetzt stehen, als ich es in Erinnerung hatte. Oder es öffnete sich nur an jenem Morgen, weil es einzig für diesen Augenblick bestimmt war.

Vielleicht jedoch werde ich eines Tages unverhofft wieder vor ihm stehen. Sollte es so kommen, werde ich eintreten, Herrn Sato zunicken und Aya, dem kleinen Oskar und Opa Winter erzählen, wie die Stunden in diesem Garten mit all den Begegnungen, Erfahrungen und Gesprächen mein Leben Stück für Stück neu gefügt haben – sinnerfüllter und lebendiger als zuvor. Es war vor allem die gemeinsame Zeit im *Ma*, die mich damals rettete – dieser stille, beinahe unmerkliche Ort zwischen zwei Atemzügen, an dem etwas in mir erwachte und wieder auf eine feinsinnigere Art zu hören und zu fühlen begann.

Aus dem Nachhall dieser Erfahrung schreibe und zeichne ich diese Geschichte nun wie eine Spur in den Sand. Vielleicht stolpert jemand darüber, der sich so leer, ausgebrannt und orientierungslos fühlt wie ich an jenem Morgen in der Stadt, die mich umgab. Wenn meine Worte einen kleinen offenen Kreis im Kopf und im Herzen hinterlassen – genug Luft für eine Frage mehr –, beginne ich meinen Tag wieder mit Freude und Sinn.



1 Die Kälte saß im Konferenzraum wie ein ungebetener Gast. Die Klimaanlage tat, als ginge es um Leben und Tod. Und ein bisschen war es ja auch so. Ich starrte auf die Präsentation. Fünfundsiebzig Folien, jede ein Versuch, zu überzeugen, zu beruhigen, zu verdrängen – ach, und auch noch zu inspirieren.

»Wir brauchen eine Story, die knallt«, hatte Leonard gesagt und dabei zwei Finger wie zwei Ausrufezeichen in die Luft geschnippt. Auf Folie 12: »Automatisierungspotenzial 68 %«. Auf Folie 28: »Payback 14 Monate«. Auf Folie 47: ein Foto mit lächelnden Menschen – Menschen, die morgen nicht mehr gebraucht würden, fügte ich im Stillen hinzu.

Leonards Worte hallten noch über dem Tisch, als ich den Tinnitus aufziehen hörte, dünn wie das Summen einer Mücke, dann lauter, dann überall in meinem Kopf.

»Ich muss kurz frische Luft schnappen.« Meine Kollegen, mit denen ich gerade den ersten Durchlauf der Präsentation besprach, sahen mich irritiert an – aber niemand sagte etwas.

Der Fahrstuhl öffnete sich, und ich stieg ein. Spiegel über Spiegel: dunkler Anzug, fahles Gesicht, Augenringe. Und immer wieder dieser Satz in meinem Kopf: *Wir*

empfehlen den Abbau mehrerer Tausend Stellen durch KI-gestützte Prozesse.

Unten in der Lobby unseres exklusiven Bürokomplexes spülte mich die Drehtür auf die Straße. Einmal um den Block und durchatmen – redete ich mir zu – und marschierte los.

Der Wind blies in schmalen Bahnen, irgendwo klackerte ein Rollkoffer über Pflaster. Ich ging. Erst die breite Straße hinunter, dann spontan links in eine schmalere, wo die Fassaden näher rückten und die Geräusche sich stauten. Türen, Klingelschilder. Ein Bus schob sich vorbei, hinter den beschlagenen Scheiben Gesichter wie im Aquarium. Ich ging weiter. Erst links, dann noch einmal links, dann über eine engere Gasse zwischen zwei Fassaden, deren Glasflächen den bleichen Himmel in Stücke schnitten.

»Telefon!«, rief da jemand hinter mir.

Ich blieb stehen, drehte mich um. Eine junge Frau, trendig angezogen, freches Grinsen, zeigte auf mein Ohr und auf das Gerät.

»Schon aus«, erwiderte ich und stellte es demonstrativ ab. Das Klingeln verstummte.

»Gut so«, meinte sie, als hätte sie mir eine neue Regel der Gegenwart erklärt, und verschwand im Strom der Eiligen.

Ich lief weiter, ohne zu wissen, wohin. Straßen stülpten sich zu Häuserschluchten, aus denen das Licht nur als milchige Fläche herabkam. Die Stadt hatte etwas streng Geometrisches an diesem Vormittag: Raster aus Fenstern,

Linien aus Straßenbahndrahnten, die gleichmäßigen Schaltzyklen der Ampeln. Die Menschen bewegten sich, als wären sie Teil dieser Geometrie. Anzugtrager mit rollenden Koffern; Lieferfahrer mit gebeugten Schultern; ich fragte mich, ob sie alle irgendwohin tappten, weil ein unsichtbarer Takt sie schob, und ob sie sich auch so fühlten wie ich: müde und leer.

Je länger ich mich so treiben ließ, desto gleichförmiger wurde alles: glatte Büros, sanierte Stuckfassaden, Höfe, die ein Mosaik aus hellen Pflastersteinen trugen. Ich blieb stehen und ließ den Blick über eine Kreuzung wandern. Ich sah, wie eine Frau an einer Ampel stehen blieb, obwohl sie Grün hatte, so sehr war sie in ihr Handy vertieft; wie ein Radfahrer den Kopf schüttelte und weiterzog; wie ein Mann mit Ohrstöpseln in die Luft sprach.

Ich wollte schreien: Fühlt ihr das auch? Oder ist das nur mein Tinnitus, der sich in die Stadt hinein fortsetzt? Aber stattdessen ging ich weiter. Ich zählte Ecken wie Foliennummern, versuchte, mir Steckbriefe der Fassaden zu merken – ein Graffiti, eine beschädigte Stufe, ein schmaler Spalt zwischen zwei Häusern, durch den ein Geruch von Hefe kam, vielleicht eine Bäckerei im Hinterhof. Ich bog ab, an einer Fassade entlang, in der ein Bäcker Croissants in die Auslage schob. An einem kleinen To-go-Fenster machte ich halt. Es roch nach frisch gemahlenden Bohnen.

»Einen Kaffee, schwarz, bitte.«

»Tall, Grande, Venti?«, nuschelte der Verkäufer, ohne aufzublicken.

»Mittel.«

»Haben wir nicht: Tall, Grande, Venti.«

»Dann was früher ›mittel‹ war«, entgegnete ich leicht genervt.

»Heißt jetzt ›Standard groß‹.«

»Was für ein Humbug«, sagte ich mehr zu mir als zu ihm.

»Das nennt man Sortimentsoptimierung, junger Herr«, schnodderte er zurück.

»Ich nenne es weniger in schönen Worten«, sagte ich, darauf bedacht, ihn nicht zu unfreundlich anzuschauen. Er konnte ja nichts dafür. Nichts für meine schlechte Laune und auch nichts für den Rest. Sein Gesicht hellte sich unerwartet auf.

»Ich auch«, pflichtete er mir überraschend bei, und in unserem gemeinsamen Lachen lag ein Hauch von Wahrhaftigkeit.

Ich nahm den Becher entgegen und bedankte mich. Der Kaffeegeschmack – nicht so lecker, aber heiß – tröstete mich für einen Moment. Bis ich wieder Leonards Gesicht vor meinem Inneren auftauchen sah. Sein attraktives, kantiges Gesicht, das immer so ausdrucksvoll war, wenn er sich ärgerte, was oft passierte.

Wir brauchen eine Story, die knallt.

Was, wenn die Geschichte, die knallt, keine ist, die man verkauft, sondern eine, in der man selbst vorkommt?

Ich bog noch einmal ab, mehr aus Trotz als aus Notwendigkeit. Ich hätte längst zurück im Büro sein müssen.

Mein Gewissen plagte mich. Ich würde den gesamten Ablauf durcheinanderbringen. So lange wegzubleiben war im Grunde unentschuldigbar. Und trotzdem: Ich wollte Luft holen, eigentlich wollte ich weg, weit weg von hier, aber die Stadt schob sich zurück in mich hinein, mit ihren Terminen, ihren Schubladen, ihren Phrasen. Ich hob den Blick zum Himmel. Ein seichter Nieselregen zog auf. Widerwillig trat ich den Rückweg an.

»Übermorgen der erste Flieger. Dann die große Präsentation«, murmelte ich, als spräche ich mit den Bäumen, die die Straße säumten, und stellte mir unwillkürlich die Gesichter vor, die meine Folien betreffen würden. Ich sah zu der spiegelglatten Front eines Gebäudes hinauf, in dem sich der Himmel brach, und malte mir aus, wie es wäre, mit leeren Händen zurückzugehen. Ohne Deck. Ohne Zahl. Nur mit einer Frage.

In der Innentasche meiner Anzugjacke vibrierte es, und diesmal konnte ich es nicht ignorieren. Ich zog das Telefon heraus und sah Nachrichten aufploppen wie nervöse Fische in einem sauerstoffarmen Teich:

»Wo bist du????«

»Vorstand will stärkere Storyline.«

»HR bittet um sprachliche Sensibilität.«

»Können wir ›Optimierung‹ statt ›Abbau‹ sagen?«

Mir entfuhr ein zynisches Lachen. Na klar konnten wir das! Ich dachte an die vielen absurden Wortneuschöpfungen unserer Zeit. Transparenzinitiative, Personaloptimierung, Leistungsverdichtung, agile Verfügbarkeit, Priori-

sierung auf Zuruf, das Next Level Operating Model. Der Fantasie waren keine Grenzen gesetzt. Oder: Kapazitätsabbau ohne Produktivitätsverlust. Einer unserer Lieblingssätze, der sich jetzt vor mir aufbaute wie ein Türrahmen; dahinter die Gesichter dieser Kapazitäten, wie eine endlose anonyme Masse. Mails, die noch kommen würden. Videocalls, in denen stumm genickt wird. Aber alles kommunikativ sauber eingefasst, »narrativ harmonisiert«.

War ich dafür verantwortlich, dass viele bald keine Arbeit mehr haben würden? Oder ersparte ich ihnen etwas, was sowieso käme? Ihr Unternehmen würde ja gar nicht überleben, wenn wir diese Maßnahmen jetzt nicht empfehlen würden, fügte ich leise hinzu. Ich spürte einen Hauch Entlastung. Erst im Kopf, dann in meiner Nackenmuskulatur. Aber so richtig wollte mein Herz nicht nachkommen.

An der nächsten Straßenecke angekommen, drehte ich mich einmal um die eigene Achse. Eigentlich hätte ich mich hier auskennen sollen, ich hatte lange genug in diesem Viertel gearbeitet. Und doch suchte ich vergeblich das Gebäude, aus dem ich gekommen war. Glas, Stahl, ein Logo – irgendwo hier musste das doch sein. Der Regen hatte inzwischen wieder aufgehört, blieb aber als feuchte Haut auf allem. In den Pfützen lagen zerrissene Stückchen vom Himmel, und manchmal fiel eine Straßenbahn durch sie hindurch, wenn sich der Wind bewegte. Eine Fahrradklingel schnitt knapp an mir vorbei.

»Mann, pass doch auf, Alter!«



Ich wich zur Seite und stand plötzlich vor einer Fassade, die mir bekannt vorkam. Ich war tatsächlich in der falschen Gegend gelandet. Ich hob den Kopf, sah in das Grau über mir und spürte einen letzten Tropfen auf der Stirn wie einen Punkt am Satzende. In meinem Kopf reduzierten sich die Folien auf eine einzige Frage, die keine Überschrift brauchte. Wer konnte das verantworten?

Ich merkte, wie meine Schultern hochgezogen waren, und senkte sie bewusst. Atmen, sagte ich mir, als müsste man daran erinnert werden, wie an eine Einstellung in einer App. Ich betrachtete mein Handy mit Widerwillen. Für einen absurden Moment wollte ich das Gerät in einen dieser Pfützen-Himmel legen und zusehen, wie das Wasser die Nachrichten wegträgt.

Ich stellte es auf lautlos, steckte es wieder ein und ging los. Den Weg zu unserem Büro würde ich auch ohne Handy finden, das hatten Menschen früher ja auch hinbekommen. Zumindest hatte ich davon gehört.



2 Nach einer guten halben Stunde hatte ich mein Ziel fast erreicht. Endlich. Da war sie, die breite Magistrale, die hinüber zu unserem Bürokomplex führte. Dann das! Mitten auf der Straße machte sich ein Absperrungszaun breit, so hoch wie unerbittlich. Als wollte er mir zurufen: Bis hierher und nicht weiter.

»Hey! Nicht da lang!«, rief ein Bauarbeiter.

»Ich muss nur zur Magistrale.«

»Gesperrt ist gesperrt.« Er zeigte auf ein Schild. »Lebensgefahr. Runter da.« Ich stieg ab.

»Gibt's einen Durchgang?«

»Nicht hier.« Er zuckte mit den Schultern, schon wieder beim Funkgerät.

»Okay ...«, murmelte ich, zog das Handy aus der Tasche und wählte seine Nummer. »Leonard, ich bin gleich ...« Doch ich hörte keinen Ton und sah irritiert auf das Display. Kein Netz? Ich hob das Telefon in die Luft, machte zwei Schritte, drei, drehte mich. Nichts. Ich tippete eine Nachricht. Die vier Balken schwiegen. Verdammt. Die Uhr sprang weiter. Jetzt wurde ich langsam nervös.

Ich schaute mich um. Links Bagger, rechts der Zaun. Ich drehte mich um meine eigene Achse, als mein Blick auf ein rotes Tor fiel, halb im Schatten, als hätte es eben

erst jemand dort aufgestellt. Aus Neugier – und weil mir nichts Besseres einfiel – ging ich darauf zu.

Durchgang zur Luisenstraße – 8 Min

Ruhezone

Mobilgeräte am Eingang versiegeln

Acht Minuten. Besser als nichts, stöhnte ich innerlich und trat unter die Überdachung des roten Tores. Drinnen erspähte ich einen kleinen Vorraum, kaum größer als ein Wartehäuschen. Unschlüssig trat ich ein und blickte auf eine schmale Bank, einen niedrigen Tisch, daneben ein Regal mit Schließfächern. Die Fächer waren nummeriert, die Zahlen schlicht eingebrannt. Ein paar Holzmarken ruhten an kleinen Haken. Über dem Tisch hing eine Papierlaterne. Durch einen Papierstreifen im Rollo fiel gedämpftes Tageslicht herein.

Tok.

Ein kurzer, trockener Laut. Ich drehte mich um. Jetzt erst sah ich den alten Mann, der sich hinter dem kleinen Tisch aufrichtete. Er trug eine einfache Arbeitsjacke und einen Filzhut. Sein Blick war nach unten gewandt. Erst schaute er auf meine Sneaker, die ich gerade letzte Woche in London am Flughafen erstanden hatte, dann auf meinen dunkelblauen Anzug, dann in mein Gesicht. Ohne Hast legte er mir eine naturweiße Papiertüte hin.

»Nur für die Dauer des Weges«, sagte er, ohne eine Miene zu verziehen. »Abholung am Westtor.«

»Mein Handy?«, fragte ich ungläubig. Ich hatte das Schild zwar gelesen, aber es hier einfach zurückzulassen, kam mir absurd vor. Wenn mich jemand gebeten hätte, meine rechte Hand abzugeben, hätte ich es für nicht weniger abwegig gehalten. Den Mann mit dem schmalen Gesicht und den feinen Falten an den Augenwinkeln schien das jedoch nicht zu stören.

»Wir versiegeln Ihr Gerät für die Dauer des Besuchs«, entgegnete er mir trocken.

»Ich möchte nur schnell durchgehen«, versuchte ich es noch einmal.

»Am Westtor«, wiederholte er bestimmt. »Regel der Ruhezone«, fügte er noch hinzu und tippte mit dem Stift auf das Schild. Ich zögerte und spürte: Da war nichts zu machen.

Tok.

Wieder dieses seltsame Geräusch.

»Sonst schließt der Weg.«

»Schon gut.« Ich legte das Telefon in die Tüte.

»Portemonnaie auch?«, fragte ich etwas bockig.

»Wie Sie möchten.«

»Meine Schuhe darf ich anbehalten?«

Ein flüchtiges Lächeln. »Wie Sie möchten.« Der alte Mann zog an einer Kordel, die Tüte falzte sich, der Verschluss klickte. Das Papier raschelte. Er nahm ein schmales rotes Siegel aus einer kleinen Schale, klebte es mit ruhiger

Hand auf die Lasche und drückte es einmal fest. Ein letzter Strich auf seinem Block. Er griff nach dem Päckchen mit meinem Telefon, trat einen Schritt ans Regal, legte es in ein Fach, zog das Hanfband durch die Schlaufe und band einen kleinen Knoten. Es wirkte wie ein einstudiertes Ritual und erfüllte mich mit der Zuversicht, dass ich mein Handy wiedersehen würde. Dann legte er das Holzplättchen parallel zur Tischkante vor mich hin. Die Zahl darauf: 172.

»Für die Ruhe im Garten. Nummer bitte merken.« Ich nickte automatisch, halb in Eile, halb im Widerstand.

»Wie ... wie lange ist der Weg?«

»Gute acht Minuten«, sagte er. »Wenn Sie zügig gehen. Wenn Sie ankommen möchten, gehen Sie langsam.« Den letzten Satz ignorierte ich.

»Zügig kann ich.« Ich steckte das Plättchen in die Anzugtasche. »Und wenn ich mein Handy brauche?« Er neigte den Kopf zum Schild ›Ruhezone‹ und schob mir, ohne weitere Antwort, ein Notizbuch mit ledernem Einband entgegen.

»Wenn Sie möchten, tragen Sie sich ein.«

Die Seiten des Gästebuchs waren weich. Zwei Einträge fielen mir ins Auge: *Meine Ohren danken* und *Endlich atmen*. Ich schmunzelte, griff zum Stift und legte ihn wieder hin. Ich hatte gerade nichts zu sagen. Schon gar nichts, was nicht nach einer PowerPoint-Folie klang. Ich ließ das Buch zurückgleiten und blickte zu ihm auf.

»Ihre Wegkarte.« Der Pförtner reichte mir ein gefaltetes

Stück Washi, traditionelles japanisches Papier, ebenso weich wie die Seiten des Gästebuchs. Jahre zuvor hatte ich einmal eine Management-Exkursion nach Tokio begleitet, bei der die Führungskräfte an einem Workshop zur Papierschöpfung teilgenommen hatten. Ein Programmpunkt unter vielen.

Ich klappte die Karte auf. Eine Übersicht über den Garten – größer, als ich erwartet hatte. Meine Aufmerksamkeit blieb einen Moment daran haften. Wonach ich suchte, war eigentlich nur eine Abkürzung. Ich sah nervös auf die Uhr.

»Zweieinhalb Minuten«, bemerkte der alte Mann.

»Wie bitte?«

»Unser Gespräch hat zweieinhalb Minuten gedauert. Wenn Sie es eilig haben, ziehen Sie es von der Wegzeit ab.« Ich runzelte die Stirn, doch das brachte ihn nicht aus der Ruhe.

»Wie gesagt: Wenn Sie ankommen wollen ...«

»... gehe ich langsam. Schon klar. Vielen Dank. Einen schönen Tag.« Ich nickte ihm zu – etwas amüsiert, aber immer noch angespannt. Um Vorankommen bemüht, drehte ich mich von ihm weg. Doch noch im Gehen warf ich einen Blick auf die Rückseite der Karte. Unten rechts stand eine kleine Zahl: 172. Dieselbe wie auf meinem Holzplättchen. Merkwürdig. Oben fünf nummerierte Felder. In der Mitte drei Fragen. Ich las die erste:

Was erfüllt Dich heute mit Freude und Sinn?

Na, bravo! Ausgerechnet das. Darüber wollte ich heute

ganz sicher nicht nachdenken. Die nächsten beiden Fragen überflog ich nur flüchtig. Für solche Spielchen hatte ich jetzt wirklich keine Zeit. Um meine Irritation zu kaschieren, nickte ich dem Pförtner noch einmal freundlich zu. Er deutete auf eine kleine Glocke über der Tür.

»Wenn Sie diese Glocke das zweite Mal läuten hören«, sagte er, »schließt das innere Viertel. Dann gehen Sie, wohin der Weg Sie führt.«

»Vielen Dank«, entgegnete ich, diesmal mehr verwundert als in Eile. Was für ein Tag! Ich steckte die Karte in die Innentasche meiner Jacke zu dem kleinen Holzplättchen, dorthin, wo sonst mein Handy Platz hatte. Unschlüssig schob ich auch den Bleistift hinterher. So langsam hatte ich eine ganze Sammlung. Ich horchte noch einmal in den Raum. Einen Moment hörte ich es nicht, aber ich merkte, dass es da war.

Tok.

»Wenn Sie Hilfe brauchen ...«, sagte der alte Mann noch.

»Ich denke, nein. Aber vielen Dank noch einmal«, antwortete ich schnell, schon im Gehen begriffen. »Ich hole dann gleich mein Handy ab. Am Westtor.« Der alte Mann wippte fast unmerklich mit dem Kopf, tippte mit dem Fingerknöchel einmal gegen das Schließfach, als bestätigte er eine Vereinbarung mit dem Metall. Dann öffnete er mir die innere Tür des Pförtnerhäuschens.

Ein warmer Windzug strich mir über das Gesicht. Erde. Grün. Ein leiser Duft, der mich an Tee erinnerte. Die Stadt rückte weg wie hinter gedämpftes Glas. Als ich hinaustrat, läutete die Glocke einmal hell und laut. Die Tür fiel sanft ins Schloss. Ich blieb kurz stehen – ratlos, wohin ich gehen sollte. Dann vernahm ich eine Frauenstimme, ganz in der Nähe:

»Nur ein Zweig.«